

08.12.1899

Liederabend von Frau Maria Schmidt-Köhne.

Die hiesige Musiksaison ist zu einer Hochflut angeschwollen, die nahezu an Berliner Verhältnisse erinnert und zum mindesten so erheblich ist, wie sie in Berlin zu der Zeit war, wo die jetzige Reichshauptstadt erst die Einwohnerzahl des heutigen Königsberg hatte. Gestern abend fanden wieder zwei Konzerte gleichzeitig statt, eines der „Melodia“ in der Domkirche und das der Frau Schmidt-Köhne im Saal des „Deutschen Hauses“. Die Aufführungen der Melodia unter Leitung unseres verehrten Mitarbeiters Musikdirektor Oesten war nur für die Mitglieder des Vereins, sodaß ich mich ungestört den Genüssen des Liederabends widmen konnte. Dieser hatte für mich persönlich besonderen Stimmungsreiz, da seine Vortragsordnung verschiedene Lieder enthielt, die zuerst von mir selbst, dann auch von der Gattin meines verehrten Lehrers Professor Felix Schmidt in von mir veranstalteten Berliner Konzerten zum Vortrag gebracht worden waren, andere, zu denen ich verschiedene Male die Künstlerin akkompagniert habe. Es ist wohl zu verstehen, wenn solche Erinnerungen auf die Stimmung des Hörers unwillkürlich einwirken, und die Möglichkeit liegt nahe, daß dadurch die Unbefangenheit und Sachlichkeit des kritischen Urteils getrübt werden könnte. Ich will mich darum bemühen, möglichst mich auf ein kühles Referat zu beschränken.

Ueber die Künstlerschaft des stets und überall hochwillkommenen Gastes ist ja ohnedies nichts Neues zu sagen. Man kennt Frau Schmidt-Köhne überall als eine der sympathischsten Lieder- und Oratoriensängerinnen, die mit dem Reiz der weichen und doch großen Mezzosopranstimme einen vornehmen musikalischen Geschmack und einen warmempfundenen temperamentvollen Vortrag zu einem Ensemble von sicherer künstlerischer Wirkung vereinigt. Es darf allerdings nicht ungesagt bleiben, daß das Programm des gestrigen Abends zwei Kompositionen enthielt, in deren Wahl der erwähnte und oft bewährte vornehme Geschmack sich verleugnete: Das eine ist zwar ein mit blendendem, harmonischem Flitterkram aufgeputztes, aber doch beschämend banales Effektstückchen des Meisters von Godesberg – wer das ist? Wer August Bungert ist, der Wagner des Hellenismus? – Das Liedchen betitelt sich „Kurzes Gedächtnis“. Das zweite, auf der Vortragsordnung in der That deplazierte Stück war das mit seinen altväterlich verschnörkelten Koloratur-Niedlichkeiten und seiner simplen Hackbrettbegleitung empörend langweilige und humorlose „Glockentürmers Töchterlein“, von dem maßlos überschätzen Karl Loewe, von dem nur der zwanzigste Teil der heute überall gesungenen Balladen der ehemaligen Vergessenheit entrissen zu sein verdient. Frau Professor Schmidt sang ja die kleinen Schnörkel allerliebste und trug auch das Stückchen so schalkhaft wie nur möglich vor, vermochte aber dennoch nicht, die Empfindung zu besiegen, es sei stilwidrig von ihr, solches Zeug zu singen, zumal im Rahmen eines sonst so vornehmen und schönen Programmes.

Die erste Nummer bestand aus einigen Liedern Schuberts, unter denen „Auf dem Wasser zu singen“ und insbesondere „Vor meiner Wiege“ zu den besten Stücken ihres reichen Liederrepertoires gehören. Die zweite Nummer begann mit Schumanns poetisch-zartem „Nußbaum“, dem sie durch ihre reizenden Kopftöne wunderhübsche Wirkungen abzugewinnen weiß. Es folgte vier der innig empfundenen Brautlieder von Peter Cornelius, von denen ihr die beiden tiefsten, „Vorabend“ und „Erwachen“ Gelegenheit gaben, ihr warmes weibliches Empfindungsleben diskret zu entschleiern. Des nämlichen Komponisten feinsinniges „Veilchen“ sang sie mit graziöser Schelmerei und Poesie.

Besonders lebhaften Applaus fanden die beiden Lieder von Arnold Mendelssohn „Dem Töchterchen zum Geburtstag“ und „Die Taube“. Letzteres nach einem Klaus Grothschen Text von merkwürdig verschleierte, latenter Sinnlichkeit ist in seiner süßen Melodik und aparten Harmonie nicht ganz frei von Brahms'schem Einfluß, das andere dagegen, dem ein unsagbar zart und doch nicht läppisch empfundenen Gedicht von Hermann Wette, dem Dichter des „Bärenhäuter“, zu Grunde liegt, hat in seinem kristallhellen Melodienfluß, in der einfachen, natürlichen und doch bezaubernden Harmonisation, in dem schlichten herzlichen Stimmungsausdruck etwas – ich möchte beinahe sagen – Mozartisches. – Ein Meisterstück des Vortrags, bei dem die Künstlerin übrigens deutlich erkennen ließ, wie man die Einflüsse des Vortragsmeisters Ludwig Willner [Wüllner] sich ohne Aufgabe der eigenen Individualität zu nutze machen kann, bot sie in der Brahms'schen Bearbeitung des Volksliedes „Schwesterlein“. Wie sie in diesem Liede alle Nüancen des Empfindungsgehaltes zum Ausdruck brachte, eine durchaus persönliche Leistung gab, ohne doch wirklich aus dem Stil des Volksliedes zu fallen, das war meisterhaft, das entsprach vor allem auch der Auffassung vom Volkslied, wie sie offenbar der Wiener Meister bei der Ausführung seiner wundervollen Volkslieder-

bearbeitungen gehabt hat, in denen er auch, ohne das Lied zu berühren, in der Begleitung seinem Seelenleben, der Projektion des Liedes in seinem Empfinden unverfälschten Ausdruck gegeben hat. Diese Amalgamierung des aus der Volksseele entsprossenen mit dem künstlerischen Ausdruck künstlerischen Empfindens, ist es gerade, was den Brahms'schen Volksliedern ihren eigentümlichen Reiz und ihren unvergänglichen künstlerischen Wert sichert. Und dieses eigenartige Amalgam gab auch der Vortrag des einen Liedes durch Frau Schmidt-Köhne unverkürzt wieder.

Großen Beifall erregte dann auch noch das liebliche, schlicht und innig empfundene „Winterlied“ (Platen) des merkwürdigen Zweiseelenmenschen Humperdinck, das ich vor 5½ Jahren ausgegraben und zuerst vorgeführt habe, und das, seit Frau Schmidt-Köhne es vor fünf Jahren in einem meiner Konzerte gesungen hat, eines der beliebtesten Stücke ihre Lieder-Repertoires geworden ist. Die liebenswürdige Komposition stammt noch aus Humperdincks Frühzeit, aus jenen Tagen, da einer seiner Bonner Mäzene bei der Kunde, daß er das Meyer-Beer-Stipendium erhalten habe, in den Klageruf ausbrach: „Wie schade! Ich hatte immer so große Stücke auf sein Talent gehalten!“ Die Künstlerin sang es mit sehr feiner Pointierung und reizender Tongebung.

Entzückend trug sie dann auch noch eines der von Heinrich Reimann bearbeiteten deutschen Volklieder vor, dem sie als Zugabe noch ein zweites folgen lassen mußte.

Auch Richard Strauß war auf dem Programm mit einem seiner schönsten Lieder vertreten, mit dem melodisch bezaubernden überaus innigen und dabei meisterhaft gearbeiteten „Ich trage meine Minne“, dem ein zart empfundenes, schönes Gedicht von Otto Julius Bierbaum zu Grunde liegt.¹

Des in diesem Falle besonders schwierigen Amtes am Flügel waltete, da Herr Kapellmeister Frommer durch ein Handleiden verhindert war, Herr Kapellmeister Altmann, der in Anbetracht des verhältnismäßig improvisierten Charakters der Leistung sich mit viel Umsicht und künstlerischen Feingefühl seiner verantwortlichen Aufgabe entledigte, wenn auch manchmal die Fixigkeit der Richtigkeit „äwer war“.

¹ Nodnagel irrt: Der Text zu Richard Strauss' op. 32.1 stammt von Karl Friedrich Henckell (1864–1929).